



Brotbrechen beim Sabbat

Erdverbunden Glaube

Dass Christen heute verstärkt Interesse an jüdischem Glauben und Leben haben, ist eine erfreuliche Entwicklung nach so vielen Jahrhunderten, die durch Gleichgültigkeit, Unwissenheit oder Feindseligkeit gegenüber dem Judentum geprägt waren. Ich selbst habe, seitdem ich vor zwölf Jahren zum ersten Mal nach Israel kam, auf diesem Gebiet viel dazugelernt und möchte weiterhin für Neues offen bleiben.

Traurig macht es mich allerdings, wenn das neue Interesse am Judentum zu sehr an der Oberfläche bleibt: Wenn das Fremde, Exotische und Folkloristische im Mittelpunkt steht und darüber in Vergessenheit gerät, wie tief auch unser eigener, christlicher Glaube im Kern verwurzelt ist mit der biblischen und jüdischen Tradition und Weltsicht. Ein Beispiel dafür ist der Umgang mit jüdischen Riten und Ritualen in christlichen Gemeinden:

Jüdische Feste und christliche Gäste

Es ist faszinierend, hier in Jerusalem die jüdischen Feste und Feiertage zu erleben, aber auch die vielen kleinen Gesten und Rituale, die den Alltag durchdringen: An vielen Wohnungs- und Haustüren, aber auch an den Stadttoren der Altstadt etwa sind die „Mezuzot“ angebracht, kleine Behälter, in denen wichtige Bibelstellen aufbewahrt werden. Wer es ernst nimmt mit der jüdischen Tradition, der berührt sie beim Eintreten und spricht dabei ein kurzes Gebet. Auch sonst werden bei bestimmten Gebeten „Tefillin“ angelegt, Gebetsriemen um die Arme und den Kopf. „Mezuzot“ und „Tefillin“ sind dabei nichts weiter als eine ganz handgreifliche Umsetzung eines biblischen Gebots: *„Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen (...) und du sollst sie binden zum Zeichen auf deine Hand, und sie sollen dir ein Merkzeichen zwischen deinen Augen sein, und du sollst sie*



Picture Alliance

→ Die Gegenwart Gottes
 besser verstehen durch
 Inspirationen aus dem
 Judentum und der alten
 Kirche: Eine Provokation
 aus Jerusalem

Von Guido Baltès

schreiben auf die Pfosten deines Hauses und an die Tore.“ (5. Mose 6,6-9)

Auch sonst spielen Gesten, Rituale und Symbole im jüdischen Leben eine wichtige Rolle: Am Sabbat-Abend werden zwei Kerzen angezündet, eine bestimmte Liturgie aus Gebeten, Lesungen und Speisen wird eingehalten. Wenn jüdische Jungen zum ersten Mal aus der Bibel lesen dürfen, dann wird nicht einfach ein Buch aufgeklappt, sondern eine handgeschriebene Thora-Rolle wird unter Tanz und Musik herbeigeholt und feierlich geöffnet. Und bei den großen Festen wird es noch aufwendiger: Am Abend des Passah-Festes etwa dauert das Essen mehrere Stunden, und jede Speise auf dem Tisch hat eine besondere symbolische Bedeutung. Mit großer Freude feiern Familien nach einem genau festgelegten Ablauf diesen Abend.

Auf Christen übt dieser Reichtum an Symbolik eine ungeheure Faszination aus. Besonders dann, wenn sie aus der

westlichen Welt kommen, in der das Christentum heute nahezu aller Symbole und Rituale entleert ist. Zuerst ist es oft nur der Reiz des Exotischen: Ungewohnte Kleidung, Kerzen und Tänze sind immer ein schönes Motiv für Digitalfotos und Camcorder. Auch dass Christen, wenn sie von einer Israel-Reise zurückkommen, am Freitagabend bei sich zu Hause zwei Kerzen anzünden, Brot brechen und Wein trinken, ist oft kaum mehr als eine romantische Urlaubserinnerung.

Bei vielen aber geht das Interesse tiefer: Insgeheim ahnen viele Christen, dass sie hier einem spirituellen Reichtum begegnen, der ihnen in ihrer eigenen Tradition verloren gegangen ist. Und so ist es heute in vielen Gemeinden üblich, dass „christliche Passah-Abende“ veranstaltet oder bei Gebetszeiten „Klagemauern“ errichtet werden. Und sogar in solchen Gemeinden, die dem Tanz ansonsten eher skeptisch



Bei uns ist die geistliche und weltliche Sphäre fein säuberlich getrennt: Gebetet und gesungen wird in der Kirche – gegessen und gespielt zu Hause.

gegenüberstehen, ist der israelische Volkstanz salonfähig geworden. Viele Juden freuen sich über dieses verstärkte Interesse an ihren Bräuchen. Aber es gibt auch solche, die skeptisch sind: Warum, fragen sie, feiern die Christen nicht ihre eigenen Feste und nehmen uns stattdessen die unseren weg?

Christliche Feste – klägliche Reste?

Ja, warum eigentlich? Was ist eigentlich mit unseren eigenen Festen? Warum gibt es bei uns kaum noch Rituale, Symbole, Gesten? Warum gleichen unsere Gemeindehäuser eher leeren Turnhallen oder Lagerhäusern als einem Tempel oder einer Kathedrale? Warum sind geneigtes Haupt und gefaltete Hände die einzige erlaubte Gebetshaltung, während der Kniefall vielen als zu katholisch und die erhobenen Hände als zu charismatisch gelten?

Warum kämpft die durchschnittliche christliche Familie mühsam darum, am Heiligabend wenigstens ein Minimum an familiärer „Liturgie“ zu bewahren? Das weihnachtliche Abendessen hat, ganz anders als das Passahfest, meist keinerlei geistliche Symbolik mehr. Es dient vor allem dem Füllen des Bauchs und wird allenfalls mit einem kurzen Tischgebet eingeleitet. Das geistliche Programm, sei es die Weihnachtsgeschichte oder die gemeinsamen Lieder, muss vorher „abgefeiert“ werden.

Noch dünner sieht es am Oster- oder Pfingstfest aus: Da bietet allenfalls der Gottesdienst das geistliche Programm, und zu Hause ist das Essen lediglich etwas üppiger als sonst. In der Christenheit, zumindest in der westlichen, sind geistliche und weltliche Sphäre fein säuberlich getrennt: Gebetet und gesungen wird in der Kirche – gegessen und gespielt zu Hause. In der jüdischen Tradition dagegen fließen Geistliches und Weltliches ineinander: Das Essen ist durchdrungen von Gebet, und ebenso ist das Gebet durchdrungen vom Essen.

Westliche Christen haben ein gespaltenes Verhältnis zum Dinglichen. Egal, ob Rituale, Gesten oder Symbole, für viele Christen ist das, was man anfassen, riechen und schmecken kann, nur schwer mit dem zu verbinden, was man glauben kann. Wahrer Glaube geschieht im Inneren, unsichtbar und ungreifbar. Was greifbar ist, kann daher für den Glauben nicht wichtig sein, ja im schlimmsten Fall sogar gefährlich werden.

Hier in Jerusalem erleben wir dieses gespaltenen Verhältnis überdeutlich. Denn zu unseren Nachbarn zählen hier nicht nur viele orthodoxe Juden, sondern auch viele orientalische und orthodoxe Christen, die seit Jahrhunderten hier in Jerusalem leben und beten. Viele ihrer Kirchen stammen aus einer Zeit, in der man in Deutschland das Christentum noch nicht einmal vom Hörensagen kannte. Als der heilige Bonifa-

tius im 9. Jahrhundert als erster Missionar zu den Germanen kam, da war die Grabeskirche, gleich bei uns nebenan, schon mehrere Jahrhunderte alt, bereits einmal zerstört und einmal wieder aufgebaut.

Wer heute in diese Kirchen geht, der findet dort erstaunlich viel von dem, was wir in unseren Gemeinden so sehr vermissen und daher bei den Juden „ausborgen“: Einen heiligen Kalender, der nicht nur den Jahreslauf, sondern auch die Woche und die täglichen Gebetszeiten regelt. Kerzen, die zum Gebet entzündet werden. Alte Mauern und Steine, die verehrt werden. Feste Liturgien und alte, überlieferte Gebete. Besondere Kleidung für das Gebet. Bibeln, die feierlich durch den Gottesdienst getragen und von der versammelten Gemeinde geküsst werden ...

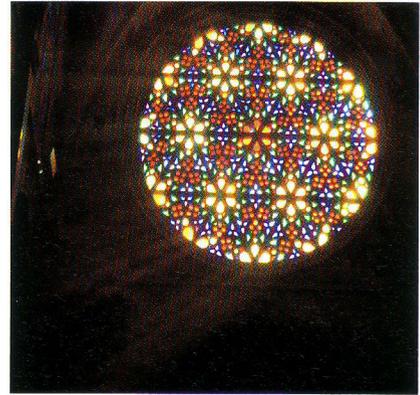
Gottesdienst oder Götzendienst?

Genau hier aber scheiden sich die christlichen Geister: Denn für viele unserer Gäste aus freikirchlichem oder pietistischem Hintergrund ist diese Art des christlichen Gottesdienstes nichts weniger als das „Gräuel der Verwüstung“, wie es von Jesus in seinen Endzeitreden angekündigt wurde. Es ist „totes Ritual“, leere Liturgie, Götzendienst und Aberglaube. „Am besten wäre es, man würde dort die Tür zunageln und eine Bombe reinschmeißen“, so drückte es einmal ein weißhaariger Vertreter einer durchaus bibeltreuen Israel-Reisegruppe aus dem pietistischen Kernland aus. Ganz ähnlich formulieren es viele unserer Gäste, wenn sie mit uns am Frühstückstisch sitzen und ihre Eindrücke aus der Jerusalemer Altstadt verarbeiten.

Für uns ist das eine interessante Beobachtung: Denn es sind oft dieselben Leute, die eine Bewunderung und Begeisterung für alles Zeremonielle, Rituelle und Symbolische im Judentum an den Tag legen, dies alles aber mit gleicher Inbrunst im christlichen Zusammenhang ablehnen:

- Wenn etwa orthodoxe Juden an der Klagemauer die steinernen Überreste des Tempels anfassen und küssen, gilt das als ein Zeichen tiefen Glaubens. Wenn aber orthodoxe Christen die Überreste des Golgatha-Felsens anfassen und küssen, dann ist das nur Ausdruck von religiösem Aberglauben.
- Wenn Juden in einer Prozession die Thorarolle vor sich hertragen, zeigt es ihre Ehrfurcht vor dem Wort Gottes. Wenn aber Christen in einer Prozession ein Kreuz vor sich hertragen, dann ist es die Anbetung eines Götzenbildes.
- Wenn Juden beim Eintritt in ein Haus die Mesusa berühren, ist das eine Erinnerung an die Gebote Gottes. Wenn aber Christen beim Eintritt in eine Kirche sich bekreuzigen, vermuten manche böse Magie.

**Für viele Christen ist das, was man anfassen,
riechen und schmecken kann, nur schwer mit
dem zu verbinden, was man glauben kann.**



■ Wenn Juden sich in großer Zahl vor der Klagemauer versammeln, um das traditionelle liturgische Gebet zu sprechen, dann staunt man voll Bewunderung über eine so große Anzahl tiefgläubiger Menschen. Wenn gleich nebenan in einer katholischen Kirche das Vaterunser gesprochen wird, vermutet man spontan tote Liturgie und unterstellt vorgetäushtes Namenschristentum. Ich erinnere mich noch gut an einen Spruch, den ich als Jugendlicher in einer Freikirche hörte: „Nein, das Vaterunser beten wir hier nicht. Das ist doch kirchlich!“

Woher kommt diese Abneigung gegen alles Handgreifliche im westlichen Christentum? Und woher stammt die erstaunliche Einmütigkeit zwischen orthodoxem Judentum und orthodoxem Christentum, wenn es um Rituale und Symbole geht? Ich glaube, dass es einen tieferen Grund in der geistlichen Geschichte des Abendlandes gibt: Die westliche Christenheit hat etwas verloren, was sowohl für den biblischen Glauben als auch für das Judentum und das frühe Christentum fundamental war: Es ist die Erdverbundenheit des Glaubens.

Himmel und Erde

Das biblische Prinzip der Erdverbundenheit unseres Glaubens wird gleich im ersten Satz der Bibel formuliert: „Am Anfang schuf Gott Himmel **und** Erde“ (1. Mose 1,1). Dieser Satz ist uns so vertraut, dass wir manchmal vergessen, wie sensationell er ist: Gott ist der Schöpfer von Himmel und Erde. Er ist nicht nur für die himmlische Welt zuständig, sondern auch für die irdische. Beides gehört ihm, beides ist seine Idee, beides findet er gut. Und beides gehört zusammen. Die Trennung zwischen „himmlischen“ und „irdischen“ Dingen, zwischen Geistlichem und Weltlichem, zwischen Spirituellem und Alltäglichem, die gibt es in der Bibel so nicht. „Die ganze Welt ist erfüllt von der Herrlichkeit Gottes“ (Jesaja 6,4). Und dennoch bleibt sie irdisch. Man kann sie anfassen, riechen, schmecken, sehen. Und deshalb ist biblischer Glaube immer erdverbunden. Im Alten Testament wird das schon daran deutlich, dass Gott sich herablässt, in einem von Menschen gebauten Haus zu wohnen. Schon Salomo, der Erbauer des Tempels von Jerusalem, staunt darüber: „Aber sollte Gott wirklich auf Erden wohnen? Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel können dich nicht fassen – wie sollte es dann dies Haus tun, das ich gebaut habe?“ (1. Könige 8,27).

All die Dinge, die wir heute für so abergläubisch und götzendienerisch halten, oder zumindest für eine Erfindung der katholischen Kirche, gab es schon in diesem Tempel: Ewige Lichter, Weihwasser, Weihrauchgefäße und Priester

mit goldbesetzten Gewändern. Der Tempel stand voll mit symbolgeladenen Gegenständen, und die Liturgie war reich an Gesten und Ritualen. Die Gegenwart Gottes im Tempel war so handgreiflich und irdisch, dass die Priester den Raum nicht betreten konnten, weil er so dicht erfüllt war mit der Wolke der Herrlichkeit Gottes.

Diese Erdverbundenheit des Glaubens endet nicht mit dem Neuen Testament. Es ist ein Missverständnis vieler westlicher Christen, dass sich mit dem Kommen Jesu alles Gegenständliche in spirituelle Luft auflöst: Jesus selbst ging, so oft er konnte, in den Tempel, um dort anzubeten und zu lehren. Er wird dort selbst Weihrauch angezündet haben, wie es das Gesetz vorschrieb (3. Mose 2,1). Er hat sich vielleicht beim Beten hingekniet und seine Hände gehoben, wie es schon König Salomo beim ersten Gottesdienst im Tempel getan hatte (1. Könige 8,54). Beim letzten Abendmahl hielt er sich an die gebräuchliche Liturgie, die mit dem großen Lobgesang, dem „Hallel“, endete (Matthäus 26,30). Jesus war kein Feind von Symbolen und Ritualen, und wenn wir ihn heute mit unseren freikirchlichen oder reformatorischen Augen bei Gottesdienst und Tempelbesuch beobachten könnten, würden wir ihn vermutlich für erzkatholisch halten. Und wohlmeinend versuchen, ihn zu einem freiheitlicheren und zwangloseren Umgang mit seinem Vater im Himmel zu ermutigen.

Wo und wann ist uns diese biblische Erdverbundenheit, diese Liebe zum Dinglichen und Anfassbaren, verloren gegangen? War es der frühe Einfluss der griechischen Philosophie, die ebenfalls sauber trennte zwischen Geist und Materie? Für die der Körper das Grab der Seele war und Erlösung nur darin bestand, dass Geist und Seele sich aus dem Körper und aus der Welt lösen, um sich zu höheren spirituellen Sphären aufzuschwingen? Ja, vielleicht hat diese Philosophie dazu beigetragen, dass auch das Christentum mit der Zeit Körperfeindlichkeit entwickelte. Aber das allein kann es nicht gewesen sein, denn unsere orthodoxen und katholischen Geschwister wurden ebenfalls früh von griechischem Denken beeinflusst, haben sich aber dennoch die Liebe zu Farbe und Form, zu Geruch und Geschmack bewahrt.

Von Bethlehem nach Chicago

Ich denke, es kommt noch ein anderer Grund hinzu: Es ist die fehlende Verbundenheit mit dem Land des Glaubens, dem Land Israel. Für die Christen der ersten Jahrhunderte war, so wie für das jüdische Volk, Glaube immer mit einem Land und mit physischen Orten verbunden. Die Kirche wuchs von Judäa und Samaria bis an die Enden der Erde, aber sie vergaß nie, wo sie herkam. Sie war eng verbunden



Es ist ein Missverständnis vieler westlicher Christen, dass sich mit dem Kommen Jesu alles Gegenständliche in spirituelle Luft auflöst.

mit dem Land ihrer Herkunft, wo zu jeder biblischen Begebenheit ein Ort gehörte – nicht selten ein Haus, eine Höhle, eine Straße, ein Berg, ein See, ein Meer oder ein Fluss.

Biblische Geschichten waren nie nur im Kopf. Sie waren verankert mit dem Land, mit den Orten, an denen sie geschehen waren. Hier waren sich frühes Judentum und frühes Christentum einig: Ihr Glaube hatte seine Heimat nicht irgendwo im Himmel, sondern hier auf dieser Erde. Für Juden war dies deutlich in der Geschichte ihres Volkes, angefangen von Abraham, der das ganze Land Israel durchzog, über Mose, der sein Volk in das Gelobte Land führte, David, der hier sein Königreich baute, bis hinein in die Zeit des babylonischen Exils, wo das Volk fern von der Heimat diese doch nie vergaß. Für Christen war es zudem deutlich durch die Geburt Jesu in Bethlehem, seine Kindheit in Nazareth, seine Predigten in Kapernaum und seine Auferstehung in Jerusalem. Glaube war erdverbunden, mit Orten, er schwebte nie im leeren Raum.

Für uns westliche Christen, die wir erst Jahrhunderte später durch wandernde Missionare von Jesus erfuhren, war das von Anfang an anders: Für uns war der Glaube nicht mit Orten und Plätzen verbunden, die uns vertraut waren. Er bestand aus Geschichten, die uns erzählt wurden, und aus Büchern, in denen wir darüber lesen konnten. So blieb der Glaube schon früh eine Angelegenheit für den Kopf, für die Gedankenwelt und die kreative Fantasie. Greifbares, Sichtbares und Fühlbares gehörte in die alte Welt der Götter, die wir kannten. Das Evangelium aber war Geschichte, Erzählung und Gedanke.

Die Reformation hat dies dann noch radikaler umgesetzt: Hier galt das Wort allein, der Glaube allein, die Schrift allein. Pilgerreisen nach Rom oder Jerusalem gehörten jetzt ebenso zu den „toten Werken“ wie die Verehrung von Reliquien, die einst aus dem Heiligen Land nach Europa gebracht worden waren, um so wenigstens einen dünnen Faden der inneren Verbundenheit mit dem Mutterboden des Evangeliums zu knüpfen. Die radikalen Reformer schafften auch Kerzen, Weihrauch, Gewänder und Bilder ab, schließlich sogar die Musik.

Heute jedoch merken wir, dass wir uns damit vielleicht einer Lebensader beraubt haben, die – richtig gehandhabt – unser geistliches Leben erheblich bereichern könnte. Vielleicht ist die heimliche Faszination für das Symbolische im Judentum ja ein Anzeichen dafür, dass wir hier etwas entdecken, was wir bei uns selbst vermissen. Und vielleicht ist das, was wir bei den alten Kirchen des Ostens oft so fremd und abstoßend finden, genau das, was diese noch aus der anfänglichen Verbundenheit mit biblischer und jüdischer Tradition

bewahrt haben, während es uns auf dem langen Weg von Jerusalem über Rom und Wittenberg bis nach Chicago irgendwo verloren gegangen ist.

Vielleicht sind Judentum und orthodoxes Christentum sich genau deswegen so ähnlich: Weil beide über all die Jahrhunderte einen Schatz bewahrt haben, den wir im Westen erst jetzt wirklich zu vermissen beginnen: Das Bewusstsein um die Erdverbundenheit des Glaubens. Das Wissen darum, dass Gott nicht nur den Himmel schuf, sondern auch die Erde. Und dass wir, um geistlich leben zu können, in der Erde verwurzelt bleiben müssen.

Sicher, niemand möchte einen toten Glauben an Götzen aus Stein und Holz. Und sicher gibt es sowohl bei Juden als auch bei den alten Kirchen viel totes Ritual, viel Aberglauben und viel falschen Materialismus.

So wie auch bei uns. Es geht also nicht darum, blind alles zu kopieren, was die anderen machen. Das wäre das folkloristische Missverständnis, von dem ich ganz am Anfang sprach. Es geht darum, in der Tiefe zu verstehen, was uns mit den Christen des Ostens und mit dem jüdischen Volk verbindet, auch wenn wir es lange Zeit vergessen haben: Der Glaube an einen Gott, der Himmel *und* Erde geschaffen hat. Der hineingekommen ist in Raum und Zeit, in die Geschichte eines Volkes und in das Leben als Mensch. Einen Gott, der die Farben und Formen liebt, die er geschaffen hat, ebenso wie die Gerüche und Geräusche, die Hände und Füße. Mit ihm verbunden zu leben heißt erdverbunden zu glauben.

☉Lesezeit: Eine halbe Kerze



Guido Baltès ist Dozent am Marburger Bibelseminar und gehört zum Leitungsteam des Christus-Treff Marburg. Von 2003 bis 2009 leitete er zusammen mit seiner Frau Steffi das Johanniter-Hospiz, ein Begegnungszentrum des Christus-Treffs in der Altstadt von Jerusalem.